

Ein Portrait.

Von W. Bergmann.

Schnee... Schnee... Schnee... Den ganzen Tag das gleiche. Es ist wie ein Erwidern. Ich war ermit-

Das junge Mädchen ließ das No-veau herab und setzte sich wieder zu ihrer Arbeit. Die Lampe brannte hell und still und ließ das halbe Gesicht im Schatten — ein Kinderge-

„Wirklich?“ Stimme, Blick, alles war nur ein großer Zweifel. „Ja, so pflegt es wenigstens zu sein.“

Der Mann, der sprach, hatte schwarzes Haar und einen schwarzen Bart, und im Lampenschein sahen die Augen auch schwarz aus. Eine lustige Räubermaske ohne alles Schreckhafte. Bei ihm war die Seele viel jünger als der Körper. Er sah einen großen Cravenstein, das kräftige Gesicht war im Apfel zu sehen. Daneben, auf dem Sofa, lag ein anderer Mann, zusammengesunken, die Hände auf den Knien, und streifte die glühende Asche seiner Zigarette ab. Sein Kopf war aufgeschwollen, und die Schale lag in einer zierlichen Spirale auf dem Teller.

„Ziehst du es auf, der Blick hatte die Farbe des Rauches, die Schläfen waren einfarbig, das Haar trat von der Stirn zurück. Er war alatt rasert, wie ein Geistlicher oder ein Schauspieler. Er sah das Mädchen am Fenster lange an und ließ dann den Kopf wieder sinken.

„Ich finde, es ist etwas Schönes an der Stille“, sagte er endlich, so, als hätten seine Gedanken inzwischen gegen ihre Worte angeknüpft. „Immer und immer nur sich selbst zu hören, ist das ein Vergnügen?“

„Nicht immer, Liebste, aber es kann manchmal notwendig sein.“ „Ach — ich will Menschen haben. Menschen, die zu mir sprechen, mich nicht nur ansehen. Und die lachen — hier lacht ja niemand.“

Der Mann mit den Rauchaugen erhob sich fachte und ging auf sie zu. Mit einer dünnen Hand strich er ihr über den Scheitel. Sie hatte einen Ausdruck im Gesicht, als müßte sie sich Gewalt antun, um den Kopf nicht fortzubiegen.

„Du bist müde. Willst du dich nicht niederlegen? Es ist mehr als 11 Uhr.“ „Habe ich schon wieder zuviel ge- sagt? Nie darf ich sagen, was ich will. Dann bin ich immer müde und soll zu Bett gehen, ganz wie man den kleinen Kindern sagt: Wenn du nicht artig bist, darfst du nicht auf- bleiben.“

Sie legte ihre Arbeit zusammen, und in dem plötzlichen Wunsch, wieder gut zu machen, was sie im Wort u. Tonfall verkehrt haben mochte, erhob sie die Hände zu seinen Schultern und bot ihm die Lippen. Aber er küßte sie auf die Wange, häßlich, so daß er sie kaum berührte. Sein Ge- sicht war weiß und starr.

„Gute Nacht, Benat.“ Sie nickte dem schwarzen Mann auf dem Sofa zu. „Nur bleibt doch nicht mehr lange sitzen?“ „Nein. Gute Nacht!“

Die beiden Herren blieben allein. Sie schenken die Gläser wieder voll und rauchten eine Weile schweigend. Der Ausdruck kam aus dem Uhrge- häuse, rief die halbe Stunde, und das Türchen fiel wieder hinter ihm zu. Nachher schien es noch viel stiller. Es war, als strömte die Stille aus den Wänden und der Decke, aus den Möbeln, den verblühten Da- querrötpfen in ihren Rüschen- und Pappstrahlen, aus dem Schnee und der Dunkelheit draußen.

Schnee rufte über die Scheibe, aber man hörte keine Schritte drau- ßen, keine Schritten. Alles schlief. „Na“, sagte endlich der blaue Mann mit den starren Augen. Er schob die Lippen auf seiner Zigarette und seine Lippen zogen sich hinauf wie bei einem Inzurrenden Hund. Aber es konnte auch Schmerz in der Grimasse sein.

„Ja, sie ist krank... aber so sind die Frauenzimmer.“ „Krank?“ „Ja.“

„In diesem Fall weiß man wenig- stens, wo die Krankheit sitzt.“ „Wo denn?“ „Hier“, sagte der Blaue und wies auf sich selbst. „Daß sie in dich verliebt ist, mein Gott.“

„Daß sie es nicht ist. Nicht mehr.“ „Unfinn.“ Der Schwarze blies den Rauch durch die Nase. „Lieber Benat“, sagte der andere. „Brüder verstehen ihre Schwestern

nie. Sie sehen nichts. Aber ich sehe und höre — ohne Worte. Ich hätte übrigens einsehen müssen, daß es nicht gehen würde, daß Leben mit Leben bezahlet werden muß, nicht mit jenen armeneligen Gedanken- und Gefühlsubstraten, die die Bücher in einem Schulmeisterhinterlassen. Deine Schwester liebt oder liebt mit ihrem ganzen Wesen. Wenn ich liebe, bin das ja nicht ich, wenigstens nicht mein ganzes Ich, nur eine Hälfte, ein Drittel... nun ja, diesem Drittel geht es jetzt augenblicklich nicht zum b.ßen.“

„Das sind Grillen, lieber Freund.“ „Ja, Grillen, die sich nicht ver- scheuchen lassen. Die immer wieder- kommen.“

„Aber, was zum Teufel... hat sie denn etwas gesagt?“ „Ja, wie man eben solche Dinge sagt... Als sie im Herbst zurückkam, nach diesem Jahr, da war sie nicht mehr dieselbe Judith. In einer halben Stunde wußte ich alles, ohne etwas zu wissen. Was sich zuer- stes halte, war schon da; was es war, bedeutete weniger. Sie kannte mich nicht mehr. Ich war ihr ent- fallen, wie ein Name einem entsan- nen, und man ist nicht imstande, ihn wiederzufinden.“

„Man kommt schließlich doch dar- auf.“ „Zuweilen, ja. Aber es kann auch geschehen, daß man einen ähnlichen findet, den man für den richtigen hält, obwohl man bei sich fühlt, daß er es nicht ist.“

Er maß den Teppich mit langen Schritten, zählte bis sieben und machte dann lehrte. Die Hände auf seinem Rücken zitterten, wie immer, wenn er sich erregte. Der andere verfolgte ihn mit eingetragenen blin- zelnden Augen. Aber es war eine Dosis Betrachtung darin.

„Du bist verrückt, Paul. Mit den Frauenzimmern muß man es machen wie ich mit meinem Apfel: gleich an- deuten. Essen und schweigen. Aber du mußt deine Äpfel immer erst schälen.“

Der Ausdruck rief zwösf, und der Schwarze, der seinen dritten Tod hinter sich hatte, begann eine Som- mergeschichte von grünen Weiden und jungen Mädchen zu erzählen. Paul legte seinen Marsch fort, ohne auf ihn zu hören. Er ging nur und wälzte einen Gedanken in seinem Kopf herum: er mußte drehen, ihr ihr Wort zurückgeben, so bald als möglich. Jede Stunde Aufenthalt war für sie eine ebenso lange Tortur. Eigentlich begriff er nicht, warum er es nicht schon längst ge- wartet; aber so wie er sich selbst die Worte vorsagte, trampfte sich etwas in ihm zusammen. Ich liebe sie also, dachte er. Es war Lüge, was ich eben sagte; nicht ein Teil, eine Seite von mir liebt sie, ich selbst, alles an mir. Alles, was mein ist, begehrt alles, was ihres ist. Welcher Un- sinn, ein paar alte Schmöder sollten einen Menschen vergiften können! Ich will sie haben, und ich werde sie ha- ben. Ich und kein anderer.

Ein anderer? Er blieb plötzlich stehen. Was es einen anderen? Und mit einer Art von neugieriger Ver- wunderung konstatierte er, daß die- ser Gedanke keinen Schrecken in ihm hervorrief, eher etwas von Erleichte- rung. Wenn es wirklich jemanden gab, der zwischen ihm und Judith getreten war, so lag die Ursache ihrer Veränderung außerhalb von ihr, und er, Paul, hatte etwas, worauf er mit geballter Faust losgehen konnte. Die Gefahr hatte Gestalt angenom- men, war sichtbar geworden und da- durch in gewisser Weise geringer. Aber wenn es keinen gab? Wenn ihre Liebe von selbst hingeführt war? Dann war nicht viel zu machen, man schlug gewissermaßen in die leere Luft.

Er sank wieder auf das Sofa und zündete eine neue Zigarette an. Der Schwarze hielt jetzt bei seiner dritten Weibergeschichte und seinem vierten Toddy. Von der grünen Wiese war er längst in den Berliner Straßen gelandet. Aus dem trauen Bart leuchtete sein Mund feucht, mit wei- ßer Zähnen.

„Ich ging also zu Dreffel. Da sah ein Paar und tauchte Erdbeeren in Champagner. Er mager wie die Prandeburger Heide und dürr, dürr... Blaublutidiot. Aber sie... ich jage nur... na, ich sah, wie sie mir zunickte unter dem Tisch mit dem Fuß.“

Und er lachte, ein breites Kinder- lachen, so daß ihm die Tränen in die Augen kamen. Er fand das Ganze so ungeheuer komisch und war eigentlich verkehrt, daß Paul nicht den Mund verzog und dasah, als hätte er kein Wort gehört.

„Hst!“ Paul sah plötzlich ferngerader da. „Es geht jemand durchs Eßzim- mer.“

Im selben Augenblick öffnete sich die Tür, und in dem dunklen Hin- tergrund erschien etwas Weißes, das die beiden Herren zuerst wie ein Ge- strengt anstarrten.

In ihrem langen schließenden Nachtgarnand trat sie ans Licht, das eine Mädchen, das Paul liebte. Die Augen waren weder geöffnet noch geschlossen, und sie bewachte die Ar- me ungelent, tastend. Das Gesicht

hatte einen angespannter, gequälten Ausdruck. „Still! Sie schläft.“

Einem Augenblick blieb sie stehen vor dem Lichtschein zurückredend, erschauernd, so als wollte sie erwa- chen, aber konnte es nicht; dann ging sie weiter. Das Knie stieß an den Stuhl; sie schob ihn langsam und vorsichtig beiseite, dann ging sie rasch auf das Fensterbrettchen zu. Paul betrachtete sie. Sie war ja klein wie ein Kind. Er hatte nie gedacht, daß sie so klein sei. Was wollte sie? Was wollte sie? Wenn er doch all das Weiße in seine Arme nehmen, es wieder ins Bett tragen und zu- decken könnte! Er fühlte eine schwere Last auf der Brust, und die Augen wurden ihm feucht.

Sie war vor dem Nährfort stehen geblieben. Jetzt begann sie darin zu wühlen. Sie riß heraus und packte ein und riß wieder heraus. Offen- bar suchte sie etwas. Aber während die Hände arbeiteten, sah sie nicht hin. Das Gesicht war dem Zimmer zugewendet, und um den Mund zuckte es, wie von einem unterdrück- ten Wort oder Schrei. Dann warf sie plötzlich alles hin, Knäuel, Stide- rei und Strähne, wendete sich um und ging hinaus. Der Ausdruck ihres Gesichtes machte Paul weh ums Herz.

„Sib ach! Wed' sie nicht auf!“ „Wenn es nur gut geht.“ Der Bruder folgte ihr auf den Pfenzipgen und lag sie in ihr Zim- mer verschwunden.

„Gott sei Dank!“ Sie hörten eine Tür zufallen, und es war wieder still. Das Ganze hatte nur wenige Minuten gedauert, und als die beiden Herren wieder wie früher vor ihren Gläsern saßen, wußten sie sich zuerst nichts zu sagen. Aber schließlich kam es von Paul: „Ist deine Schwester sonst je im Schlaf gewandelt?“

„Nie, soviel ich weiß.“ „Es heißt, daß das vorkommen kann, wenn irgend etwas einen be- sonders bedrückt.“

Der Schwarze schien ganz die Sprache verloren zu haben. Er sah nur da und sah ganz unglück- lich aus seinen umflorten Augenlein vor sich hin. Aber plötzlich sprang er auf.

„Sie hat etwas gesucht. Wir müs- sen sehen.“ „Laß das.“ Paul packte ihn bei den Schultern, aber er riß sich los und bemächtigte sich des Nährfortes.

Ganz unten, in eine Garwinde gefahren, lag — ein Portrait. Er stand da und drehte es hin und her. Dann warf er es dem andern zu. „Bitt!“

Paul zuckte zusammen. Er ver- suchte, wegzugehen, er sagte sich, daß das ein Unrecht war, eine Gemein- heit, aber er war gezwungen, das Portrait anzusehen. Seine Blicke trakteten sich hinein. Das Blut stieg ihm zu Kopf.

„Wer ist das?“ fragte er endlich. Seine Kehle war trocken, die Zunge steckte ihm am Gaumen. „Weißt du es?“ „Nein, ich habe es nie gesehen.“

Es war ein junger Mann, der gar nichts Auffallendes an sich hatte. Ein offenes, etwas gewöhnliches Ge- sicht, das Haar tief in die Stirn ge- wachsen, ein klarer, hartnäckiger Blick aus ein paar Augen, die sehr blank und sehr leicht erwidert sein mußten. Kinn und Hals waren hart, der Mund gleichgültig — das Ganze ein Herr Fremder.

„Also, das ist er.“ Pauls Augen konnten sich nicht von dem Portrait lösen, das auf dem Tische lag. Was darf sich hin- ter dieser glatten Stirn, diesem leer- ren Bild. Nichts vermuthlich — und davor sollte er kapitulieren? Das war doch viel verlangt. Er wußte jeht, was Judith für ihn bedeutete, und er wollte sie behalten. Es sah nicht danach aus, daß diese Kinder- krankheit zu den tödlichen gehörte — er schlug eine kleine Lache auf, plötz- lich ganz ruhig... „Du gestattest, daß ich das bis morgen behalte?“ sagte er und stie- den jungen Mann ein. „Und jetzt gute Nacht!“

Draußen schneite es noch, schwere dicke Flocken. Es war die Stille selbst, die zu Boden fiel. Während er durch die Schneehäusen wate- te, dachte Paul an die Worte seiner Braut: Es ist, als fähe man sein eigenes Begräbniß mit an. Aber er war noch nicht tot, nicht richtig, die Leiche hatte noch die Augen offen. Der Schnee hing wie weiße Nacht- mühen auf den Laternen, und auf Pfählen und Statuen türmte er sich zu hohen Torten auf. Begräbnis- senfekt — nein, war er schon wieder dabei. Es sah übrigens gar nicht wie Begräbnisconfekt aus, sondern wie irgend etwas ganz anderes, gleichviel was... „Er kam heim und zog das Por- trait heraus. Er konnte nicht zu Bett gehen. Aber je länger er so saß, desto leerer und schweöender wurde es in seinem Innern. Ver- treffen, falschiert starrte er diese Augen an, die nichts sagten, die kein Räthsel boten, kein Ich, keinen An- griffspunkt. Schließlich ergriß ihn eine abergläubische Angst. Das war ja kein Mensch, den er da vor sich

auf dem Tische hatte, kein besonderer Mensch; es war die Jugend selbst, blank und groß. Er sollte den Kampf mit der Jugend aufnehmen, er mit seinen dreihundvierzig Jahren. Das hieß in die leere Luft schlagen. Er gab sich preis und gewann nichts. Fünfundzwanzig Jahre haben immer recht gegen dreihundvierzig.

In ein paar Stunden war Paul besiegt, geschlagen — von einer Pho- tographie, über die er zuerst gelacht hatte.

Er wußte nun, was er zu tun hatte. Zeitig am nächsten Morgen, während Judith noch schlief, war er wieder in ihrer Wohnung und stellte das Portrait in die Garwinde zu- rück.

Sie trafen sich am Vormittag. Sie sah müde aus, als sie ihm die Wange bot, und ihr Blick war ver- schleiert. Aber sie schien ruhig und ein klein wenig heiterer als seit lan- ger Zeit, kam es Paul vor. Der Nährfort war vom Fensterbrettchen verschwunden.

„Und du hast gut geschlafen?“ sagte er nach einer Liebeslosung, die etwas matter war als gewöhnlich. „Ich weiß nicht. Ich glaube, ich habe eine ganze Menge geträumt. Ich hatte etwas verloren und suchte es im Traume, da wird man immer so unruhig.“

„Nun, und hast du es gefunden?“ „Erst als ich aufwachte“, sagte sie, und Paul glaubte zu merken, daß ein Wächeln in ihren Augen aufblühte.

„Um so besser. Gewöhnlich pflegt es umgekehrt zu sein: man verliert etwas, wenn man erwacht.“

Er stand da und sah in ihr Ge- sicht, in dem kein Räthsel sich be- wegte, und eine Sekunde fühlte er einen unerträglichen Schmerz in sei- nem Innern. Es war, als drehte jemand eine Messerlinde in einer Wunde um. Aber dann kam er dar- über hinweg, mit einem leichten Schwindel, und rettete sich heim und schrieb sein begonnenes Ge- sicht um eine freigeordnete Lehrstelle in einer nördlichen Stadt fertig. Er suchte Luftveränderung. Und die Kälte, die erhält den Menschen doch auf die Dauer am besten.

Der Siegeswagen des Polenkönigs

Wunderbar ist oft das Schicksal von Siegesströphen, eienartia deren spätere Bestimmung. Wo blieb der goldene Siegeswagen, den einmala die Kaiserstadt Wien dem Polenkönig Johann Sobieski aus Dankbarkeit für die Befreiung aus der Hand der Türken am 11. September 1683 schenkte: Er steht heute als Kanzel in einer kleinen pommerischen Dorf- kirche. In feierlichem Zuge wurde der Sieger Johann Sobieski von den Bewohnern Wiens eingeholt. Aus Dankbarkeit schenkte die Wiener dem Polenkönig einen prächtigen Sieges- wagen, auf dem dieser auch seinen Einzug gehalten haben soll. Herste- lung und Aufschmückung dieses Wa- gens, der nach Art der römischen Triumphwagen gebaut worden ist, haben eine bedeutende Summe — man spricht von Tausenden von Dukaten — verschlungen. Heute ist nun die- ser kostbare Siegeswagen die Kanzel in dem zwischen Neustettin und Gärwalde gelegenen kleinen pommer- schen Dörfchen Radday. — Nach Be- endigung des Ersten Schlesischen Krie- ges wurde der von den Rädern gelö- ste Wagen in der Raddayer Kirche als Kanzel aufgestellt. Auf wenig Stufen steigt man von hinten in diese eigen- artige Kanzel hinein. Der Balda- chin ist an der Kirchendecke befestigt und trägt die Inschrift: „Carrus triumphalis Johannis Sobiesky, regis Polonorum.“ Auf dem Bal- dachin steht der zweitgrößte weiße Adler mit der Aufschrift J. S. R. P.

Die dankbaren Wiener haben den Wagen überaus reich verziert und vergolden lassen, und nichts hat man an diesem historischen Wagen geän- dert, nur an der Vorderseite findet sich das Wappen des preussischen Ge- nerals Henning von Kleist und die Jahreszahl 1742. Diese Abänderung gibt uns Anhalt auf die Frage, auf welche Weise dieses immerhin doch historisch wertvolle Stück einmal nach Hinterpomern und vor allen Din- gen als Kanzel in eine Kirche getom- men ist. Der Lehnsberg von Rad- day, General Henning von Kleist, kämpfte unter Friedrich dem Großen im Ersten Schlesischen Kriege. In einem schlesischen Dorfe, das einmala Johann Sobieski besessen hatten, er- beuteten Kleists Grenadiere diese Ge- strophäe für das Berliner Zeug- haus, änderte jedoch seinen Befehl, als der General Kleist, den Friedrich schon nach der Schlacht bei Mollwitz sehr ausgezeichnete, den König hat, den Wagen seiner neuerbauten Kirche in Radday als Kanzel zu schenken. Die Räder des Wagens, die der General an der Kirchendecke hinter dieser eigenartigen Kanzel aufstellen ließ, sind spurlos verschwunden. Sie waren gleichfalls reich vergoldet, und aus diesem Grunde fischen die Franzosen sie in den Unglücksjahren aufimmer- wiedersehen mitgehen.

— Beim Graphologen. „Was soll der Zettel mit den drei Kreuzen?“ „Ja, wissen Sie — ich will mit dem Ihnen mei' Handschrift deut- ten lassen!“

Im Schnee.

Flage von Venolotte Winfeld.

Ueber der weiten, öden Schneefläche das Rund des stumpfgrauen Himmels. Nichts in Nah' und Ferne als dies harte, unbewitchliche Weiß, das den Augen weh tut. Sonst bringen die Ziegelbächer der hier und dort ver- legten hinter niederen Sträußern ver- steckten Landhäuser mildernde Unter- brechungen in die Langeweile des Landschaftsbildes. Heute liegt auf ihr fröhliches Rot im weichen Schlafe. Eine Schor hungriger Krätze schwinde sich schwarz und schwarzlich über das Feld. Ihr heißeres Krätze- zinnen knat in der träumenden Seele in melancholische Seufzer aus. Wie der Schnee unter ihren Schnabelbächen in Silberfunken zerfällt! Wie ihre au- ßerbenden, scharfen Augen nach Futter spähen! —

In der Ferne, wo sich der scheinbar steinerne Himmel mit der weichen Erde vermählt, steigt gelblicher Rauch auf. Er malt auf den arauen Grund aller- hand gigantische Formen, die tagen- langen Ungehuren gleichen, und schnell, wie eine Fata Morgana, wie- der im Veeren verschwunden. —

Eine Frau, mit einem Traqfort auf dem Rücken, wandert an unbes- wohntem Sommergärtchen, deren Räume in ihren Maschen dicke, weiße Tuffen tragen, vorbei. Sie läuft durch den Schnee wie bestäubelt, denn ihr Traqfort ist leer. Das Tuch, das ihren Kopf verhüllen soll, ist ihr in der Nadel geblieben. Sie füllt die Kälte nicht. Ihre Augen, die ausgehöhlt von vielen Tränen schinen, glänzen ungewohnt freudig, und ihre eingefal- lenen Wangen haben einen Anflug von Röte.

Eine gütige Dame in der Stadt hat ihre den ganzen Inhalt ihres Korbes abgetaucht. Nun hat sie Geld für ihre Kinder. —

Die Frau redt ihre geträumte, kleine Gestalt, soweit es der Traqfort gestattet. Sie sieht purpurne Sonnen- reue über der weichen Weiße. Goldene Mädchen steigen ihr aus dem Schnee auf, ziehen mit ihr Seit' an Seite dahin. Ein rosiges Wunder- kind scheint ihr die grau-weiße Bede. Klingel es nicht in der Luft von silber- nen Glöckchen? Verzauberte Prinz- sinnen sind die weichen Sträußer in ihrem Füllgraschmud. Deinet sich nicht das überquertete Gitter der Gärten, um einen smaragdnen Schlitler herauszulassen?

Die Frau lächelt. Sie will ihren Kindern heut abend von der Gigung- frau, der Königin des Winters, er- zählen. — Ihre Kinder! — Blumen sprächen aus dem Schnee auf. Hoff- nungen! — Aufständische Menschen wird sie aus ihren Kindern machen. Sie sollen einmal im Wellauf nicht nur Not und Verzweiflung, sondern auch ernste Schönheit sehen.

Die Frau bleibt am Ende des Jau- nes, der sich — im Begriffe, zu fallen — ängstlich zur Seite neigt, stehen. Ein graurotes Fledchen im Schnee — ein halberstarrtes Vögchen! Die Frau birgt es unter ihrem Umschlage- Tuch. Sie fühlt, wie in der Umschle- hung ihrer Hände langsam Wärme und Leben in den Keinen, gefiederten Körper kommt. Ihre Augen strahlen heller. Das Vögchen will sie auch ihren Kindern bringen. —

Die grünen Lauben der verlassen- Gärten grünen mit ihren Schneehau- sen zum letzten Male weißer. Freies Feld öffnet sich. Die Frau will erst den Pfad suchen. Die weiße Dede verhält ihn ganz. Endlich findet sie Fußstapfen im Schnee, zwei große und zwei kleinere. „Ein Paar ging hier übers Feld“, denkt sie mit leisem Neid. Sie vertraut sich der Führung der Spuren an.

Das Stapfen im Schnee ist jeht schwer. Unter der kühnend glatten Dede sind gefrorene Radspuren. Der taubende Fuß trifft bald scharfe Erd- rücken wie Felsgrate, die in die Stol- le schneiden, bald gleitet er in ausge- höhlt Gleise.

Die Schuhe der Frau sind völlig durchnäßt. Die Kälte kriecht ihren Körper hinauf und erinnert sie plötz- lich daran, daß sie sehr müde ist. Seit Tagesanbruch ist sie unterwegs. Ihre Augen verlieren den strahlen- den Glanz, ihre Wangen färben sich grünlich-bleich. Ihr fällt ein, daß sie heut noch nichts gegessen hat. Das mitgenommene Brot liegt im Korb. Vor Freude verzog sie es. Soll sie jeht das Versäumte nachholen? Aber das Vögchen in ihrer Hand! Es würde entflattern.

Die Frau tappt weiter. Bei jedem Ausstrischen auf dem schlechten Wege läuft es ihr kalt und heiß durch die Glieder. Ihre Schritte werden schwerer, langsamer. Die Märchengeital- ten, die mit ihr wandelten, sind ver- schwunden. Kein Wesen weit und breit!

Die ersten Schatten der frühen Dämmerung klettern zum niedrig hängenden Himmel empor, umhüllen sein ebernes Grau mit spinnwebfar- benem Flor. Weicher als vorher er- scheint es, und plötzlich taumeln Fio- lsten herab. Zuerst zaghaft, dann flot- ter und lustiger. Did und weiß fül- len sie die Luft. Die Frau vermag kaum die Augen zu öffnen, so tanzen die Leichten, Nedenben ihr auf der Nase herum. — Die Grenze zwi- schen Himmel und Erde ist verwischt. Die Welt ertrinkt in Weiß.

Die Frau läßt mit erwachender Sorge nach einem Licht in der Ferne, das ihr den Weg zeigen soll. Nichts als die monotone Reihe der in Weiß gefeierten Chausseebäume zeichnet sich verschwommen am Hori- zont ab.

Die Fußspuren im Schnee hören plötzlich auf. Haben die Flocken sie verwischt? — Rastlos steht die Frau still.

„Ich habe noch mindestens eine hal- be Stunde Wegs“, denkt sie. Schwindel und zugleich entsetzliche Angst kommt über sie. Schweiß tritt auf ihre Stirn. Mit Anstrengung zieht sie einen Fuß aus dem Schnee und setzt ihn vor den andern. Tiefe Löcher graben ihre Schritte in die unentweicht weiße, lediane Fläche.

Selbstm bedäufkt fühlte sich die Frau. Wie im Rauch taumelt sie auerselbst. Die schönsten Mädchen sind wie ein Biogenfied. Die Müde- keit in ihrem Kopfe, ihren Gliedern wird immer zinoander. — Noch ein- mal rafft sie sich zu klarem Denken, zu klarem Schreien auf.

„Wenn ich nur erst die Lichter se- he!“ Aber die Silberschleier ringsum ziehen sich dichter und dunkler zino- men.

„Jetzt wird der Junge mit dem Schneeflug mir entkaenen“, denkt sie, „aber bin ich denn überhaupt auf dem rechten Wege?“

Der Schreden packt sie mit Eisen- hand. Sie beinnt zu laufen. „End- los dehnt sich die Ebene. Kein Weg, kein Steg.“

Die Frau macht einen großen ver- zweifelten Satz und steht plötzlich in einer Erdensunkung, die von den alles Gleichmachern, den Flocken, bis über den Rand ausgefüllt worden.

Sie will sich herausarbeiten. Aber an ihren Hüften hängen schmerz- Reizegewichte. Schwarz und schwer hängen die Hütel ihres Tuches im Schnee. Sie beut, in tiefen Bemü- hen, vorwärts zu kommen, den Über- körper vor. — Da ist's, als wäre eine Hand sie zur Erde. Die Kiere ver- hindert ein Verfallen.

Die Schneedecke ist weich wie ein Daunenbett, und die Flocken fallen plötzlich so leicht und lind. —

Die Frau denkt an das Geld in ihrer Tasche und an das Röhren, das ihre Hand noch immer umschließt. In die wartenden Kinder dröhen und die hohe Freude, die sie heute zohat. Aber sie denkt an alles mit der In- teresselosigkeit, die man lura vor dem Einsinken auch für die allerwichtig- sten Dinge des Lebens hat. Süße Müdigkeit nimmt sie ganz gefangen.

Und dann kommt irrendwoher ein Schlitte mit weichen, famlenen Kissen — die Flocken sind abgehäut — und nimmt sie auf. Sanft und alei- tend geht es hinein in ein unbes- timmtes weich — graues Dämmer. —

Zwischen den riefelnden Flocken, die geschäftig den umgekippten Traqfort auf der Erde zudecken, flattert mit ängstlichem „Piep“ ein rot — graues Vögchen.

Der Leiber.

Von drohiger Wirksamkeit ist der folgende Witz, dessen Held der be- rühmte Professor Rudolf Virchow ist.

Der Herr Professor hält Kolleg und spricht über die inneren Organe des Menschen, wobei er seinen Hören einzelne Präparate zeigt. Er gibt eines dieser Präparate dem Studibus Nawratil, einem edlen Böhmen, und trägt ihm:

„Ich habe Ihnen nun die einzelnen Organe erklärt, wollen Sie mir sa- gen, was dieses Präparat ist?“ „Das ist sich der Leiber, Herr Professor.“

„So, so... sind Sie auch ganz sicher?“ „Natürlich, Herr Professor, es ist der Leiber.“

„So? Man erkens es es nicht „der Leiber“, sondern „der Leber“; zwei- tens ist es nicht „der Leber“, sondern „die Leber“ und drittens, Sie böhmi- der Quadratschödel, ist es gahrnt „die Leber“, sondern „der Raagen“ — und viertens können Sie Medizin ku- dieren bei wem Sie wollen, aber nicht bei mir.“

Falsche Diagnose.

Ein Arzt hatte es sich in den Kopf gefetzt, alle Krankheiten seiner Pa- tienten nach bestimmten Merkmalen der Augen zu diagnostizieren. Eines Ta- ges kam ein Patient, um sich unter- suchen zu lassen, und der Arzt prüfte zuerst die Augen.

„Aus dem Ausdruck Ihres rechten Auges ist mir die Natur Ihres Leiden- des bereits vollkommen klar.“ „Meines rechten Auges?“

„Natürlich — der Ausdruck ist charak- teristisch in Ihrem reizvollen Aule... Sie sind leberleidend.“ „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, aber mein rechtes Auge ist ein Glas- auge.“

— Rette's Zustand. Dame: „Ist mein Mann vielleicht noch bei Ihnen?“ Wirt: „Zuweilen, gnädige Frau er hat mit einigen Freunden ein bishen Geburtstags gefeiert; wollen Sie ihn gleich mitnehmen, oder soll ich ihn Ihnen zuschicken?“